

Die Rolle der Haarfarbe

In letzter Zeit überbieten sich Politiker sowohl auf Landes- als auch auf Bundesebene mit mehr oder weniger heftigen Sprüchen über angeblich integrationsunwillige Ausländer. Wie reagieren Jugendliche – ob mit Migrationshintergrund oder ohne – darauf, wie sehen die Ersteren ihre Zukunft und was sagen Sozialarbeiter zu den Sprüchen der Politiker? das ZOB hat sich in Jugendeinrichtungen, Schulen und Beratungsstellen umgehört.

text: nino ketschagmadse

In der Gaustadter Turnhalle jagen zehn Jungs zwischen zwölf und dreizehn Jahren mit erhitzten Gesichtern dem Ball hinterher. An diesem Freitagnachmittag ist ein Miniturnier voll im Gange: Vier Teams – Bayern, Barcelona, David und Emin – treten gegeneinander an. Die beiden letzteren sind nach den beiden Erwachsenen benannt, die für zwei fehlende Spieler eingesprungen sind. Während David sich als möglicher Mitarbeiter das Projekt „Die Bunte Liga Bamberg“ ansieht, ist Emin fast seit der Gründung dabei. Der 39-jährige Türke, der darauf wartet, dass sein in Syrien abgeschlossenes Sportstudium auch hierzulande anerkannt wird und er somit in seinem Beruf arbeiten kann, überbrückt die Zeit mit diverser Jobsuche und ehrenamtlicher Arbeit so wie an diesem Tag. Später kommen noch zwei etwa zwölfjährige Mädchen in die Halle, begrüßen jeden, ob bekannt oder unbekannt, mit Handschlag, bekunden, dass auch sie Fußball spielen wollen, und verschwinden in die Umkleidekabine.

„Die Bunte Liga‘ ist für alle offen, egal ob Junge oder Mädchen, zwischen zehn und 18 Jahren“, erklärt Benito Bahr. Vor einem Jahr seien eher ältere Jungs zum Fußballspielen gekommen, in diesem Jahr kämen eher die jüngeren. Der Diplomsoziologe arbeitet seit Ende 2009 mit, als das kostenlose Angebot rund um Fußball ins Leben gerufen wurde. Dahinter stehen die ambulante Jugendhilfe, die Jugendsozialarbeit an Schulen des Sozialdiensts katholischer Frauen sowie der Verein Kultur Mosaik, der Integration unter anderem auch durch Sportprojekte fördert. „Die Idee war, Kindern Gelegenheit zu bieten, Fußball auch außerhalb der Schulzeit zu spielen. Normalerweise kommen sie da nicht mehr

in die Turnhalle rein.“ Nicht zuletzt würden so auch soziale Kompetenzen der Heranwachsenden – das Integrieren in eine Gruppe, Teamfähigkeit und Kompromissbereitschaft – gestärkt. Jeder mache freiwillig mit, dürfe mitbestimmen und mitgestalten, auch die Turniere mitorganisieren. Das Nationenspektrum bei den kleinen Fußballern ist genauso bunt gemischt wie in der Volksschule Gaustadt: Es gibt Deutsche, Türken, Portugiesen, Bosnier, die sogenannten Russlanddeutschen und viele mehr.

Fußball statt Polizei

Dass gemeinsame Teamspiele die unterschiedlichsten Kulturen, Religionen und Hautfarben einander näher bringen, hat Bernd Schmitt, der Jugendsozialarbeiter an der Heidelsteigschule, mit seinem Projekt „Offene Turnhalle“ erlebt. Die Volksschule gilt in Bamberg als die Schule mit dem größten Anteil ausländischer Kinder: Letztes Jahr seien es mit zwölf verschiedenen Nationalitäten über 80 Prozent gewesen, dieses Jahr deutlich über 50 Prozent. Ende der 90er Jahre, als Schmitt seine Arbeit in dieser Schule aufnahm, musste die Polizei häufig wegen Schlägereien zwischen türkischen und häufig rechtsradikal gesinnten deutschen Jugendlichen einrücken. So begann der Jugendsozialarbeiter, Fußballspiele zu organisieren: „Kinder, die gemeinsam Tore schießen, hauen sich nicht auf den Kopf.“ Es werde auf dem Platz zwar auch geschimpft und geschnauzt, aber man höre dann nicht mehr „Scheißkanake“, sondern „Achmed“, „Hakan“ und andere Vornamen.

Schmitts Büro, auch „Schlichtungsraum“ genannt, ist die Anlaufstelle für Jugendliche mit Migrationshintergrund

aus sozial schwachen Familien oder mit auffälligem Verhalten. Unter anderem unterstützt Schmitt sie bei ihrer Suche nach Zukunftsperspektiven. Dabei habe er den Eindruck gewonnen, dass ausländische Jugendliche bei der Berufswahl weniger offen sind als ihre deutschen Mitschüler: Ihre Arbeitsvorstellungen liegen eher in der Verkaufsbranche oder dem Dienstleistungsbereich und weniger im Handwerk (abgesehen vom Beruf des Frisörs). Seinen Eindruck bestätigt unsere Befragung von zahlreichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund in verschiedenen Schulen und Jugendtreffs, die sich überwiegend für den Berufswunsch des Büro- oder Einzelhandelskaufmanns aussprechen.

„In meinem Bekanntenkreis sind mein Bruder und ich die Einzigen, die studieren, die anderen machen eine Lehre oder suchen eine Ausbildungsstelle“, erzählt Alex. Er ist 20, geht ins FLG und macht gerade sein Abi. Er ist der Mittlere von drei Brüdern. „Meine Eltern wollten nicht, dass wir auf den Bau gehen mit 16.“ Die Familie kommt aus Kasachstan, hat russische Wurzeln. Als Aussiedler werden sie zwar offiziell nicht als Ausländer geführt, haben aber mit den gleichen Problemen zu kämpfen wie alle anderen auch, so Dzmitry Novikau. Der Sozialpädagoge, der in seiner Forschungsarbeit an der Bamberger Uni die Rolle der Eltern für die Berufswahl ihrer Kinder bei Aussiedlern aus der Ex-Sowjetunion untersuchte, konstatiert: „Bei Türken bemängeln die Politiker, dass sie sich separieren, Gettos bilden. Aussiedler machen das Gleiche. Allein schon deswegen gehören sie zu den Migranten.“ Die Eltern sähen sich nicht imstande, ihre Kinder auf ihrem schulischen Werdegang

genauso zu unterstützen wie deutsche Eltern, weil sie sich einerseits mit dem Schulsystem kaum oder gar nicht auskennen würden, andererseits wegen des bereits erwähnten Sprachproblems. Ein Eindruck, den auch der Jugendsozialarbeiter Bernd Schmitt bei Migrant*innen aus anderen Kulturkreisen bestätigt sieht.

Mit Vorurteilen und rassistischen Sprüchen hatte Alex genauso zu kämpfen wie seine türkischen Mitschüler, wenngleich sie als Moslems noch mehr abkriegen würden. Erschreckenderweise machen fast alle Ausländer in ihren ersten Schuljahren die Erfahrung, von ihren gleichaltrigen Mitschülern abgewertet und abgelehnt zu werden. „In der Hirschaidler Volksschule habe ich mit sechs Jahren zu hören bekommen: ‚Ihr nehmt uns Arbeit weg, und ich hab nicht kapiert, worum es ging,‘ so ein 20-jähriger Ausiedler. „In den ersten fünf Klassen gab es viel dumme Anmache, später nicht mehr“, bestätigt auch Adem, ein 15-jähriger Türke. „Je höher die Schule, desto weniger Türken in den Klassen, da behalten die Lehrer die Ausländer besonders im Auge.“ Und das meint Adem nicht unbedingt vorteilhaft für das Lehrpersonal und wundert sich über dessen mangelnde Sensibilität: „Der Direktor kam einmal in die Klasse rein und sagte: ‚Ich will den Türken sprechen.‘ Er meinte mich und ich fand das beleidigend, auch wenn er das vielleicht nur im Scherz gesagt haben sollte.“

Krudes Gedankengut bei Deutschen

„Sie sollen raus“, heißt es einheitlich in der Zehnmanngruppe, die während der Schulpause neben der Blauen Schule abhängt. Es sind deutsche Jugendliche, die nebenan in der Fachschule ihre Ausbildung machen. „Es wird viel gekloppt bei Festen, meistens gegen Schwarze und Türken, nicht gegen Russen, die sind weiß und haben deutsche Namen, sie sprechen deutsch, was sollen wir dagegen haben.“ Das einzige Mädchen in der Clique meint, für ihre Meinung – Ausländer/Türken seien einfach zu faul zu

arbeiten und würden nach Deutschland kommen, um dem Staat auf der Tasche zu liegen – in die falsche Ecke gerückt zu werden. Aber sie sei nicht rechts, viele würden genauso denken wie sie. Der 21-jährige Dominik, der in die Kolping-Berufsschule gegangen ist, erzählt, wie er in den Pausen ab und zu CDs von rechtsextremen Gruppen in die Hand gedrückt bekommen hat, die würden heute noch in seiner Bude rumliegen. Er sei heute aber neutral geworden. Früher hätte er das Gefühl, er werde von Ausländern ausgeschlossen, weil sie sich nur in ihrer Muttersprache unterhalten hätten. Türken würden sich nicht integrieren wollen, meint auch ein deutscher 15-Jähriger, der sich in seiner Klasse, in der acht von insgesamt zwölf Schülern Ausländer sind, deutlich in der Minderheit fühlt.

Ausländer verstehen sich besser untereinander, bestätigen fast alle Kinder aus Migrant*innenfamilien. Er habe kaum deutsche Freunde, sagt Adem. Hierzulande verstehe man nicht die „türkische Bruderschaft“, miteinander alles zu teilen, würden die Deutschen nicht kennen. Und er verstehe auch, wenn Arbeitgeber eher ihre Landsleute bevorzugten, allein schon aus Mentalitätsgründen. Er würde an ihrer Stelle genauso handeln. „Ich habe vielleicht Glück gehabt mit meiner Ausbildungsstelle bei der Sparkasse, sonst achtet man schon auf die Haarfarbe.“ Auch die 15-jährige Zeynep fühlt sich in ihrem Kulturkreis besser aufgehoben. Die Tochter eines Predigers trägt Kopftuch und möchte ab August eine Theologieausbildung in Nürnberg beginnen. „Meine Eltern wollen, dass ich Mathe mache, weil ich in dem Fach so gut bin, aber ich will es nicht.“ Wegen ihres Kopftuchs müsse sie immer wieder die Frage beantworten, ob sie es wegen



Nora Philipp / photocase.com

des Vaters tragen müsse. Dabei habe sie sich unabhängig von ihm für die Religion entschieden. Immer wieder wundere sie sich über das gespannte Verhältnis der Deutschen zum Islam. So erinnert sie sich an ein Erlebnis, als sie auf dem Nachhauseweg von einem Hund angebellt wurde und sein Frauchen ihr erklärt habe, das Tier habe Angst wegen ihres Kopftuchs bekommen.

Seehofer und Sarrazin kein Thema

Über die Vorurteile und teilweise auch rassistischen Sprüche der Politiker den Moslems gegenüber machen sich die meisten Jugendlichen indes keine Gedanken. Sarrazin und seine Thesen hatten zwar einige in ihren Klassen besprochen, in den Familien sei das aber gar kein Thema. „Ich bin hier geboren, ich spreche deutsch, habe einen deutschen Pass, mich interessiert nicht, was andere sagen. Wenn man mir oder meinen Freunden zu dumm kommt, der bekommt was auf die Fresse“, so der 20-jährige Ercan. Was der Sozialpädagoge Novikau im Rahmen seiner Forschungsarbeit mit Aussiedlern festgestellt hat, gilt anscheinend auch für viele Migrant*innenkreise: „Was den meisten fehlt, ist eine Situation, in der sie ihre politische Meinung bilden können.“ Und die Zukunftsperspektiven habe man zum Teil selbst in der Hand, wenn man – hierin sind sich die Jugendlichen einig – unter anderem den richtigen Freundeskreis hat.